Die Hähne beim Nobelpreisträger

50 Jahre nach dem ersten Erscheinen des Romans *Hundert Jahre Einsamkeit* von Gabriel García Márquez führen wir die *hlz-Leser_innen* nach Kolumbien.

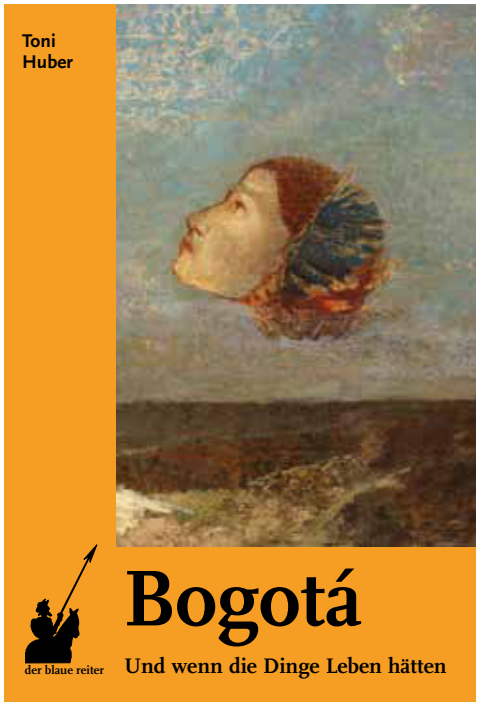
Toni Huber, der Autor der folgenden Kurzgeschichten, nimmt uns in Márquez' Heimatland und sogar in seinen Geburtsort Aracataca mit. Wir begegnen einem Kontrolleur an der Grenze, einem Graffitisprayer in der Hauptstadt Bogotá und einer Bande von Straßenkindern mit ausgeprägter Persönlichkeit.

„Toni Huber ist ein Reisender, der nicht mit dem Fotoapparat, sondern mit seinen fünf Sinnen sieht", urteilt Peter Schultze-Kraft, langjähriger Übersetzer und Herausgeber lateinamerikanischer Literatur. *MH*

An der Grenze

Er berührte mich. Er tastete mich ab, ganz fein, als ob er keine Augen hätte. Es konnte eine Warnung sein. Seine harten Fingerspitzen strichen unter meiner Jacke hoch, bis in die Achselhöhle.

Ich dachte an das eingedickte Bilsenkraut, das die Quacksalber einem drüben unter die Arme schmierten, um ihn von der Wirklichkeit zu kurieren. Die Fingerkuppen fuhren abwärts und machten Halt am Herz. Etwas fing an zu kreisen. Es war eine kleine, scharfe Bewegung mit dem Zeigefinger, die mir für einen Augenblick das Gefühl abschnitt. Eine Impfung, dachte ich. Ich gehe über die Grenze, und das Neue tut mir nichts an.



Toni Huber: Bogotá. Und wenn die Dinge Leben hätten, 192 Seiten, gebunden, € 24,90, ISBN 978-3-933722-44-7 (der blaue reiter | Verlag für Philosophie)

Ich kniff die Augen zu. Im Inneren teilten sich meine Kräfte. Blut schoss hoch in den Kopf, wo sich ein Echo löste. Der Zöllner hatte ein frierendes Gesicht. Sein Blick war unbeweglich und lang, fast ohne Berührung.

„Ich bin der erste", murmelte er, „und hier ist Schluss."

Die Stimme war aus dünnem Draht, fein ausgezogen. Mit einem Holzstöckchen schlug der Zöllner mir auf eine kleine Stelle zwischen Hals und Schulter, ganz leicht, als sei es ein Amboss aus Glas. Ich war ruhig und wach.

„Du hast einen verfluchten Charakter, Abfangjäger", flüsterte ich, „aber schnuppere nur an meinem scharfen Schweiß."

Ich lächelte. Wir trennten uns, ich ging auf die andere Seite.

♦♦♦♦♦

Cero

Cero spielt Theater an der Universität, aber er schreibt oder malt auch Graffiti an die Wände und Mauern, er war einer der ersten, die damit angefangen haben. Am Anfang bin ich mit ihm gezogen, er nannte das ‚Zurückeroberung der Straße', denn die Straße sei in den Händen des Verkehrs, des Lärms, der schlechten Luft, der Reklame und der ganzen Dekoration, die immerzu zum Kaufen einlädt und auffordert und die Leute für dumm verkauft.

„Deine Graffiti machen die Stadt aber auch nicht sauberer", erklärte ich Cero. „Klar", sagte er, „wir alle sind Teil einer *suciodad*, einer Gesellschaft, die mit allen Abwassern gewaschen ist. Das Unbefleckte wird befleckt, die Jungfrau irgendwann entjungfert, die Unschuld wird zur Schuld verbockt." Cero war ein seltsamer Vogel. Schon als Kind, sagte er, habe er gern mit der Sprache gespielt.

Ich erinnere mich noch ganz genau an seine erste Losung, die er oben an der Calle 72 , an der Avenida Chile, auf eine wunderbare weiße Mauer zwischen der Dreifaltigkeits-Kirche und einem Reisebüro sprühte: „Nirgendwo ist man woanders“.
„Das ist jetzt eine Tätowierung“, erklärte er, „eine Tätowierung auf die Haut der Steine.“ „Lässt sich das wieder entfernen?“, fragte ich. „Nur durch ein Erdbeben“, erwiderte er.

Die besten Gedanken kamen Cero in der buseta. Manchmal war er tagelang nur unterwegs in der Stadt. Er sammelte die Einfälle in seinem Kopf wie in einem großen Korb, träumte von einer Sprühdose, deren Spray nie aus geht, und von einer Wand, die sich jeden Tag im Kreise weiter dreht und niemals aufhört. Er hielt nach Zeiten Ausschau, die ihm am wenigsten verräterisch, und nach Wänden und Mauern, die ihm geeignet erschienen. Sie mussten gut sichtbar sein, vom Verkehr umspült und möglichst nahe bei einer Kirche liegen, weiß und vollständig unschuldig, dann waren es Dreisternemauern. Kannst du dir das vorstellen? Jemand hält den ganzen Tag nur nach Mauern Ausschau! Nein, eigentlich ist es umgekehrt. Er geht die Straßen ab, an Mauern entlang, so lange, bis eine Mauer ihn schließlich anblickt, er bleibt stehen und weiß: Diese Mauer wird die nächste sein.

Gut, das ist wenigstens nicht gefährlich. Gefährlich ist die Arbeit selber, die Angst, erwischt zu werden mittendrin, mit den Händen im Teig, die eigene Angst, die einen selber verrät und das Graffiti versaut. Dein bester Komplize ist die Wahl der richtigen Stunde, für Cero ist es meist die Mittagszeit. Da zieht er alleine los, nervös bis in die Haarspitzen, erregt bis in die Zehen, und wenn er sprüht, ist er allein inmitten von jedermann, wieviele Verräter und heimliche Polizisten sind darunter? Du musst wissen, dass sich eine Gruppe gebildet hat, die sich „MAG“ nennt, „Muerte A Grafiteros“, „Tod den Graffitiprühern“. Sie arbeiten im Auftrag der Eigentümer von Mauern, Wänden und Häusern, eine Art Selbstverteidigung, und wenn sie dich schnappen, dann hast du verspielt, dann bist du gegessen, alle, die regelmäßig sprühen, haben eine ohnmächtige Angst, denen in die Hände zu fallen, Paranoia.

Trotzdem geben sie nicht auf. „Jedes Wort war mal ein Tier“, sagt Cero, „kein Wunder, dass sie jetzt Jagd auf die machen, die Wörter an die Wände malen.“

Äußerlich gleicht Cero seiner Mutter, die aus den Kaffeeplantagen des Tolima stammt, innerlich ist er ein Mann, der an Romantik hängt und spielen kann wie ein Kind. Bei der Kirche San Miguel am Parque Humboldt, genau gegenüber der kleinen Polizeistation, gibt es eine schneeweiße Mauer, auf die hat Cero einmal die Mahnung gesprüht: „Lieben Sie Ihre Frau! Sonst wird es ein anderer tun.“ Das hat ihn fast das Leben gekostet. Ein Polizist von gegenüber hat ihn beobachtet und ohne Warnung eine Kugel auf ihn abgegeben. Sie verfehlte Cero und schlug in die Frau ein, das heißt, in das Wort „Frau“, das Wort ist vielleicht gestorben, aber der Satz hat überlebt und steht noch immer an der Mauer.

„Der Morgen ist grün, und der Abend ist reif, dazwischen geht es drunter und drüber“, sagt Cero. Er hat dann aufgehört, Graffiti an die Wände zu schreiben. Einige seiner Leute haben ihn daraufhin Feigling genannt. Aber was ist ein Feigling? Ein Feigling ist einer, der den Mut hat zu sagen, dass er Angst hat. „Ich brauche nichts mehr an die Wand zu schreiben“, erklärte Cero, „ich weiß jetzt, dass auch einsame Gedanken weit in die Welt hinein wirken.“

♦♦♦♦♦

Die Hähne von Aracataca

„Aber ja, aber ja...!“

Die letzten Worte des Frisörs hallten aus dem Laden hinaus in die Gasse hinein, nachdem er die Schere und das Messer beiseite gelegt und mir die Hand zum Abschied gedrückt hatte.

Dabei hatte ich, während er mir die Haare vom Kopf herunter zu Stacheln schnitt und sie gleichzeitig mit einem strengen Luftzug aus seinen schmalen Lippen heraus in die Ecke blies, bloß ein Foto betrachtet, das an der Spiegelwand des Ladens hing und einen Empfang im feinen Überseeklub von Cartagena zeigte, der ganz in der Nähe gelegen war.

In diesem Klub musste die Brüstung der Terrasse verstärkt und erhöht werden. Bei Empfängen für Honoratioren aus Nordamerika und Europa fielen die Gäste, entgegen ihrer Sitte, offen und sachlich, immer wieder rückwärts über das Gelände, wenn sie vor ihren Gastgebern zurückwichen, deren ungewohntem Temperament und Zudringen sie nicht standzuhalten vermochten, worauf die Gastgeber nicht müde wurden, wild um sich zu blicken.

Ich stand in einer menschenleeren Gasse und schaute mich um. Es gab fast keine Häuser mehr. Die Häuser waren, als ob man sie verstecken wollte, beinahe gänzlich ins Dunkel hinein gestellt.

Aracataca liegt mitten in Bananen. Eine kleine Stadt voller Glut und Staub, und sie hat einen Nobelpreisträger der Literatur und einen Boxweltmeister in der Fliegengewichtsklasse großgezogen.

Wenn man mit dem Expreso del Sol von Santa Marta her kommt, von der Küste der Karibik, muss man in Aracataca, wenn man aussteigen will, aus

dem fahrenden Zug springen, bei vierundsiebzig Grad vierzehn Minuten westlicher Länge und zehn Grad einunddreißig Minuten nördlicher Breite, denn der Zug macht dort keinen Halt. Diese Station ist einfach so gebaut, das heißt, sie ist gar keine Station, sondern eine Ambulanz, und der Express zur Sonne ist bloß ein gewöhnlicher Durchzug. Du springst also heraus bei vierundsiebzig Grad vierzehn Minuten, du überschlägst dich wie eine Dreckschippe, und bei vierundsiebzig Grad dreizehn Minuten einundzwanzig Sekunden kommst du wieder auf die Beine. Hier ist es heiß, wie auf glühenden Kohlen, und du verbrennst dir leicht das Maul.

Im Hof des kleinen Hauses, in dem der übermächtige Literat aufgewachsen ist, dösen Hähne in der Mittagssonne oder stochern in der Erde nach Staub. Auch legen sie Eier, die haben die Form von Planetenbahnen, und das Herz ist eine gelbe Sonne. Seltsame Eier, die, wenn sie roh sind, am zerbrechlichsten sind.

Die Hähne fangen einstimmig zu krähen an, nachdem der Morgenwecker des Hausherrn Jorge García Segundo sekundenlang geschrillt hat. Wenn der Wecker nicht läutet, schlafen die Hähne, und mit ihnen alles Gefieder drumherum, bis zum Mittag durch, und der Tag bricht von allein an.

♦♦♦♦♦

Luces Altas und seine Freunde

Des Nachts hausten sie an jenen Plätzen, wohin die Sauberen ihren Abfall schafften. In den Kanälen untertage, bei den schwarzen Flüssen, an deren Ufer die Ratten spazieren gingen und Ausschau nach den Stellen hielten, wo die toten Menschen ihre Knochen verloren. Wo Kinder mit tiefen Augen aufwuchsen, die das meiste sahen, das nötigste wussten und gut zu Propheten taugten.

Kleine Geschöpfe von unzähligem Alter, aus einem tiefen Brunnen mit einem zerbrochenen Krug geschöpft, ihr Leben aus Bruchstücken und Ersatzteilen zusammen gesetzt und in Müll gehüllt.

Tod durch Müll. Tod durch Wasser. Tod durch Luft. Tod durch Feuer. Tod durch Erde. Der Tod ist keine Gefahr. Der Tod ist ein Gefährte. Der Tod ist Trost. Der Tod hat es nicht eilig. Der Tod ereilt einen immer erst, wenn das Leben zu Ende ist. Tod so viel und durch und durch, am üppigsten lebt der Tod. Ist er gnädig, lässt er Abfall zurück.

Hier ist *Canelo*, ‚der Zimtfarbene', es schattet, und Canelo hinkt: „Gestern kam der Tod zu mir, ich bin der König der Reichen."

Hier ist *Conejo*, ‚das Kaninchen', er hält das Maul, das Schweigen wetzt die Scharte aus, die der schiefe Mund ihm eingetragen hat, er ist, wenn er nicht spricht, der Herr teils der Umstände und teils der Kühle, der Herr der Blüten und der Blumen, die Blumen jenseits des Gartens werden wilder mit jedem Tag.

Hier ist *Calvo*, ‚die Glatze', die Ärmel seiner fadenscheinigen Wolljacke gehen weit über die Hände hinaus und baumeln am Ende leer in der Luft, so dass es aussieht, als seien die Arme abgeschnitten, der Kopf aber ist deutlich sichtbar, kahl wie eine Billardkugel.

(...)

Hier ist *Belladonna*, ‚die tollgewordene Kirsche', die anderen nennen sie *Laluna*: Sie bettet, in Tüll gehüllt, ihren leichten Leib in schweren Schlaf. In Schlaf, so tief, dass er den Tod angreift.

„Gut", sagen sie, Laluna, Calvo, Conejo und Canelo, „gut, wir sind ausgeschlossen. Eingeschlossen sind wir nicht."

(...)

Jetzt saß er (*Conejo; Anm. d. Red.)* wieder an der Décima, mitten im noch schwachen Fußgängerverkehr der frühen Morgenstunden. Die Beine hatte er auf dem Asphalt ausgestreckt, weit weg von sich, es sah aus, als seien sie vom Himmel herunter gefallen, seine Brust war gebogen, der lose Blick aus kahlen, harten Augen war auf die unfruchtbare Straße gefallen, wo es fast nichts gab, die Menschen gingen noch nicht in Massen, einer am anderen, in dieser schmalen Stunde des frühen Morgens, es war ein kurzes Sehen, das in einem grünen Dunst zum Stillstand kam.

Vor ein paar Tagen hatte Conejo sich wieder zu Wort gemeldet. Es war seit Wochen das erste Mal, und eine gereizte Seele zeigte ihr grobes Gebiss. Er sagte nicht viel, er benahm sich einsam wie immer. Auch wenn er etwas aß, machte er kaum den Mund auf, es waren die Augen, die hin und wieder seinen Kopf öffneten, Luces sagte dann oft: „Conejo sagt zwar nichts, aber es stimmt. Er ist unser Prophet."

Diesmal stammelte Conejo bloß zwei Sätze, die stumpf über seine gespaltene Lippe kamen, doch rasch und wie ein Überfall.

Einer der Sätze handelte davon, dass Conejo an jenem Tag Geburtstag hatte. Kaum hatte er den Satz ausgesprochen, fing er an, lautstark zu atmen, so als sei das die Lösung für einen wie ihn, im Lärm des Verkehrs der Menschen nicht unterzugehen.

Luces und die anderen waren oft verzweigt in ihren Ansichten, Calvo ging auch eigene Wege. Doch hier waren sie sich auf der Stelle einig, Conejo ein seltenes Geschenk zu machen, auf das er selber, auch bei ausdrücklichem Einsatz der Sprache, wahrscheinlich nicht gekommen wäre. Canelo hatte die Idee mit dem Sarg. Er sagte, dann sei wenigstens für

das Ende gesorgt. Ein Sarg sollte her für ‚das eingeschüchterte Gehirn', wie sie Conejo ab und zu nannten, und für seine ewige Zukunft.

Canelo hatte die Idee. Er, der das Besondere konnte, wenn er einen Nagel in den Baum schlug, wuchs der Nagel, und der Baum fing an zu schrumpfen, er sagte immer: „Ich habe die Ideen, und Luces ist der berühmteste von uns", zu Conejo hatte Canelo einmal gesagt: „Hör zu, Kaninchen, Luces wird bald sterben", Conejo hatte sich umgedreht und in eine andere Richtung geschaut, da setzte Canelo nach: „Luces wird bald sterben, er riecht schon nach Aas."

Luces kannte einen Laden in Las Cruces, und mit nicht viel Aufwand gelang es ihnen, einen Sarg aus Zedernholz zu entführen, ein halbfertiges Stück gleich neben der Eingangstür.

Sie luden ihn auf einen ihrer Karren, zwei spannten sich davor, die anderen trieben von hinten an. Sie galoppierten kreuz und quer durch die Gassen, bis zu der Stelle, die sie abgemacht hatten, auch Canelo mit seinem Strohfuß, der hinkte, verfiel in der Fahrt in einen Galopp, vier Hengste in einer einigen Herde, die ohne Hämmer, ohne Stocken, den Weg nur mit ihren Hufen beschlugen.

Unter der Brücke an der Avenida 26 hielten sie an. Ihre Gesichter waren rot angelaufen und flammten auf, rot in allen Farben. Canelos Hinkebein war schief gelaufen, ihm war unwohl, und er schüttelte die Arme. Die vier bemerkten, dass der Sarg ein Kindersarg war, rissen die Augen hoch und schauten sich groß an.

Conejo war ausgegangen, erst am Abend ließ er sich wieder blicken. Manchmal schlich er ins nahe Café San Moritz, wo er eine Stunde Ruhe suchte und an Zuhause dachte. Nach Hause mochte er schon, auch für immer, aber nicht zu seinen Eltern, denn wenn man zu Vater und Mutter gehörte, sagte er, war man in der Mitte durchgesägt.

In Gesellschaft war Conejo grau und einsam, war er allein, durchfluteten Farben sein Gemüt, und Bärenkräfte brachen in seinem Kopfe aus. Aus Gewohnheit trank er zwei Kaffee. Er kaute erst, bevor er schluckte, er trank den Kaffee ohne Zucker. Dann gehe mehr Kaffee in die Tasse, hatte er einmal erklärt, und Laluna und Canelo hatten andächtig genickt. Am Ende schlug er sich den Gedanken an Zuhause aus dem Kopf und schaute durch die immer offene Tür nach draußen. Sein Kopf war jetzt vollkommen leer.

Man hätte eine Kugel durchschießen können, sie hätte nichts verbrochen.

Luces kniete vor dem Eingang zum Kanal, der unter einer Steinplatte versteckt hinter einem der Brückenpfeiler lag und machte den anderen vor, wie der Sarg hinab zu lassen sei. Nach kurzer Zeit hockten Laluna, Canelo, Calvo und Luces im gelben Schein einer Kerze wie ausgewildert um das Dunkel geschart und machten sich Gedanken über das Möbelstück.

„Wenn man einen Sarg aufmacht, sieht man nichts", sagte Calvo, seine Glatze schimmerte matt und ohne Glanz.

Canelo zog ein Messer hervor und schnitzte eine Losung in das weiche, frische Holz hinein, das noch nicht lackiert war: „Die Toten sind nicht traurig".

„Oben ist der Himmel", sagte Laluna plötzlich, „und unten, wo man denkt, dass da die Hölle sei, ist bloß die Erde."

„Es soll Städte geben", bemerkte Calvo schläfrig, „da fahren dort, wo wir nachts schlafen, Züge, die sind länger als die schlimmste Schlange." Er hielt eine Zigarette in der hohlen Hand, so dass die Glut gegen die Hand gerichtet war. Wenn er einen Zug nahm, drehte er die Hand nach links, zog kräftig an, drehte die Hand nach rechts und blies den Rauch in den weiten Ärmel seines Mantels. Schwerfällig hob er den Kopf an, die Kraft der Angst vor dem Dunkel spannte feine Muskeln in seinem Gesicht.

„Morgen setzt der Herrgott wieder ein Stück Unglück an mein Leben", sagte er. „Das Unglück kommt auch so, ohne dass man einen Finger krumm machen muss."

„Was wäre, wenn du morgen plötzlich sterben würdest?", fragte Luces.

„Besser als nichts", erwiderte Calvo.

„Ich komme mir vor, als sei ich ausgestorben", flüsterte Luces.

Conejo war in der Zwischenzeit zurückgekommen. Er erblickte den Sarg, schaute Luces an und lächelte. Die ausgeleierte Hose reichte weit über seine Füße hinaus, Conejo benutzte sie auch als Schuhe. Er strich mit dem Zeigefinger über eine breite Kerbe am Hals und klopfte sachte mit der einen Hand auf die harten Knochen seines Gesichts.

TONI HUBER

Toni Huber: freier Schriftsteller und Dozent für Deutsch als Fremdsprache an der VHS Hamburg; ver.di-Mitglied

Radiointerview und Lesung unter:
www.toni-huber.com/index